Mensch – nicht ohne dich

Vortrag zur Verkündigung des Jahresmottos 2026/27

Pater Felix Geyer, Schönstatt

1. Ein Jahresmotto, das uns beim Wort nimmt

Liebe Freunde und Mitglieder unserer Schönstatt-Bewegung!

Schön, dass Sie sich an diesem Nachmittag, an diesem Bündnistag, Zeit nehmen für unser neues Jahresmotto. Schön, dass Sie aus den verschiedenen Himmelsrichtungen nach Schönstatt gekommen sind, und schön auch, dass Sie am Bildschirm zugeschaltet sind und verfolgen, was hier in Schönstatt, an diesem kleinen Urheiligtum, geschieht. Ich weiß von einigen Orten, an denen die Übertragung gemeinsam angeschaut wird und Menschen sich miteinander austauschen. Wir sind mehr als die, die hier sichtbar sind. Viel mehr Menschen stellen sich unter den Schutz und Segen Gottes und der Gottesmutter und wissen sich mit Schönstatt verbunden.

„Mensch – nicht ohne dich!" Ein neues Jahresmotto. Aber was ist eigentlich ein Jahresmotto? Für mich ist es weit mehr als ein netter Satz, den wir suchen, weil uns ein Gedanke gut gefällt. Natürlich hat es auch damit zu tun. Wir haben miteinander gesprochen, gerungen und ausgetauscht, welche Kernwerte in unserer Zeit besonders wichtig sind. Aber beim Findungsprozess ist noch etwas anderes geschehen. Nach vielem Ringen, Überlegen und Sprechen entsteht plötzlich eine andere Atmosphäre. Jemand macht einen Vorschlag, man spricht weiter, und auf einmal steht ein Satz im Raum. Er hat eine eigentümliche Evidenz. Man hat intuitiv den Eindruck: Das ist es. Das ist richtig. So ist „Mensch – nicht ohne dich!" entstanden.

Ein Motto, ein Ideal. Von uns gefunden und formuliert – und trotzdem etwas, das uns selbst wieder anruft. Denn ein Ideal ist mehr als ein kleines Programm, das wir uns geben. Es kann zum Anruf Gottes werden, der uns sagt, was jetzt für uns dran ist. Ein Ideal ist ein Wort, das uns voraus ist. Es sagt mehr, als wir bereits verstanden haben, und fordert mehr, als wir zunächst geben wollen. Manchmal nimmt Gott unsere Ideale ernster, als wir selbst sie ernst nehmen. Deshalb heißt es auch, sich einem solchen Jahreswort immer wieder neu anzunähern, ja, vielleicht sogar zunächst ein wenig damit zu fremdeln. So ging es mir in den vergan-

genen zwei Wochen. Ich habe mit Menschen darüber gesprochen, gefragt, was dieses Wort eigentlich meint, manches geprüft und dabei fast jeden Tag Neues gelernt: über das Menschsein und darüber, was es bedeutet, nicht ohne dich, nicht ohne uns zu sagen. Vielleicht haben wir diesen Satz gefunden, weil er unmittelbar angesprochen hat, weil er menschlich und warm klingt. Aber was, wenn Gott uns jetzt beim Wort nimmt? Was, wenn er von uns in diesem Jahr tatsächlich erwartet, den Menschen neu zu sehen, gerade dort, wo uns das schwerfällt? Dann ist dieses Motto nicht nur eine Antwort, sondern zuerst eine Frage. Was bedeutet Menschsein heute wirklich? Was braucht der Mensch, um Mensch zu werden? Und welchen Menschen braucht Gott, damit sein Wirken in dieser Welt Gestalt gewinnt?

Damit stellt uns dieses Ideal zugleich vor eine Aufgabe der Unterscheidung. Wir haben die Zeichen unserer Zeit wahrzunehmen, den Zeitgeist zu verstehen und darin nach dem Geist Gottes zu suchen. Nicht alles, was unsere Zeit bewegt, ist deshalb schon Gottes Wille. Aber das Leben spricht, und der Mensch ist gerufen, diesem Leben aufmerksam und unterscheidend zu antworten. Ein Idealwort kann dabei zu einer Orientierung werden. Es ist kein Satz, den wir einfach besitzen und über unser Jahr schreiben. Es ist ein Satz, der uns in Anspruch nimmt, der uns Fragen stellt und uns möglicherweise auf Wege führt, die wir bei seiner Formulierung noch gar nicht vor Augen hatten.

2. Die Zeit stellt uns den Menschen infrage

Wir leben in einer Zeit, in der der Mensch selbst infrage gestellt wird. Denken wir nur an die künstliche Intelligenz. Sie kann bereits heute Arbeiten übernehmen, die bisher Menschen vorbehalten waren. Sie kann Predigten schreiben, Texte analysieren und ungeheure Mengen von Wissen in kürzester Zeit erschließen. Manchmal kann sie Informationen über Pater Kentenich schneller zusammentragen, als wir sie in unseren Büchern finden. Da hat mir einmal jemand gesagt: Was ist eigentlich, wenn die KI der bessere Mensch ist? Eine merkwürdige Frage. Aber sie zeigt, was sich gerade verschiebt. Was bleibt unverwechselbar menschlich, wenn immer mehr von dem, was Menschen können, auch Maschinen übernehmen können? Natürlich eröffnet diese Entwicklung großartige Möglichkeiten. Aber sie fordert uns heraus, neu zu fragen, was der Mensch eigentlich ist. Wir wissen immer mehr über ihn, können ihn analysieren, messen, berechnen, seine Leistungsfähigkeit verbessern. Wir vermessen den Menschen – und laufen Gefahr, ihn zu übersehen. Denn was einen Menschen ausmacht, erschöpft sich nicht in

seinen Fähigkeiten, seiner Produktivität oder seiner Leistung. Wir können immer präziser erfassen, was ein Mensch tut, und darüber vergessen, wer dieser Mensch ist. Und je mehr wir ihn als ein optimierbares System betrachten, desto leichter gerät aus dem Blick, dass menschliches Leben nicht einfach hergestellt werden kann, sondern sich in Freiheit, Beziehungen und Geschichte entfaltet.

Eine zweite Herausforderung liegt in unserer Gesellschaft. Wir kennen die zunehmende Polarisierung. Wir erleben, wie schnell gesellschaftliche Fragen zu Positionsfragen werden: dafür oder dagegen, rechts oder links, richtig oder falsch. Die sozialen Medien verstärken solche Mechanismen. Wir übernehmen Bewertungsmuster, die uns durch Algorithmen nahegelegt werden, und verlangen schnell nach eindeutigen Positionen. Dabei gerät etwas aus dem Blick: der konkrete Mensch. Wir haben doch gelernt, wie unterschiedlich Menschen sind, wie unverwechselbar ihre Lebensgeschichten, ihre Möglichkeiten und Schwierigkeiten. Nicht jede menschliche Frage lässt sich durch eine allgemeine Position beantworten. Manchmal braucht es eine Antwort, die diesem einen Menschen gerecht wird, seiner Geschichte, seinen Grenzen und seinen Möglichkeiten. Das ist anstrengend, weil es mehr verlangt als eine schnelle Bewertung. Es verlangt die Bereitschaft, sich auf jemanden einzulassen und auszuhalten, dass sein Leben nicht einfach in unsere Kategorien passt. Menschlichkeit ist deshalb nicht nur eine freundliche Haltung. Sie verlangt Aufmerksamkeit, Unterscheidungsvermögen, manchmal Geduld und häufig die Bereitschaft, sich durch die Wirklichkeit eines anderen Menschen selbst infrage stellen zu lassen.

Genau in diese Situation hinein begegnet uns unser Jahresmotto: „Mensch – nicht ohne dich“. Gegen alles, was den Menschen auf seine Funktion, seine Leistung oder seine Position reduziert, steht dieses Wort. Auch wir in Schönstatt müssen uns fragen, ob wir den Menschen wirklich sehen: seine Eigenart, seine Möglichkeiten, seine Grenzen, seine Sehnsüchte. Oder sehen wir zuerst seine Aufgabe, seine Funktion, seine Verfügbarkeit? Schönstatt darf niemals eine große Idee sein, für die Menschen funktionieren müssen. Schönstatt muss eine Idee sein, durch die Menschen groß werden. Darum genügt es nicht, einfach mehr Menschlichkeit einzufordern. Die tiefere Frage lautet, welchen Wert Gott selbst auf diesen Menschen legt und was er ihm zutraut. Was bedeutet es, wenn nicht nur wir sagen: Mensch, du bist wichtig, sondern wenn wir im Glauben entdecken, dass Gott selbst diesen Menschen ernst nimmt, mit seiner Geschichte und seinen Grenzen, mit seiner Freiheit und seiner unverwechselbaren Berufung?

3. Die Gottesfrage in der Menschenfrage

Wenn wir in Schönstatt nach dem Menschen fragen, dann ist das nie nur eine gesellschaftliche oder zeitdiagnostische Frage. Es ist immer auch eine Gottesfrage. Ich bin davon tief überzeugt. Als ich das Jahresmotto jemandem zeigte und fragte, was es bei ihm auslöse, bekam ich zur Antwort: Gott kommt darin eigentlich gar nicht vor. Dabei dürstet unsere Zeit doch so dringend nach Gott. Das hat mich beschäftigt. Aber dann wurde mir deutlich: Gott kommt sehr wohl darin vor, und zwar auf eine Weise, die zum Kern unseres christlichen Glaubens gehört. Denn wie kommt Gott eigentlich in unsere Welt? Gott wird Mensch. Er gibt sich nicht nur durch eine Lehre zu erkennen, nicht nur durch Gebote oder große Ideen. Er bekommt ein menschliches Gesicht. Er lebt ein menschliches Leben. Er kennt Freundschaft und Freude, Müdigkeit und Angst, Nähe und Verwundbarkeit. Er kennt das Leiden und schließlich sogar den Tod. Gott zeigt sich nicht am Menschen vorbei. Er zeigt sich im Menschen. Das ist der große Umschwung der Menschwerdung Gottes: Das Menschliche wird nicht übersprungen, sondern zum Ort seiner Offenbarung.

Wenn Gott selbst den Weg des Menschseins wählt, dann ist das Menschliche nicht etwas Nebensächliches. Dann erhält es eine ungeheure Würde. Nicht erst, wenn der Mensch etwas leistet, nicht erst, wenn er stark oder erfolgreich ist, sondern weil Gott selbst diesen Weg gewählt hat. Und Gott geht ihn bis zum Äußersten: bis ans Kreuz. Sie werden das später noch im Jahresbild entdecken. In der Mitte des Hellen ist ein Kreuz angedeutet, und dieses Kreuz wirft gewissermaßen einen menschlichen Schatten. Der gekreuzigte Gott nimmt den Schatten unseres Menschseins an. Er steht nicht über unserer Dunkelheit, sondern tritt hinein. Wenn wir vom Menschen sprechen, dürfen wir deshalb nicht nur den erfolgreichen, gesunden, starken Menschen vor Augen haben. Auch der Erschöpfte, der Verwundete, der Scheiternde und Zweifelnde gehört dazu. Gerade dort, wo menschliches Leben an seine Grenzen kommt, zeigt sich, wie ernst Gott es nimmt. Gott wird nicht Mensch, weil der Mensch vollkommen ist. Er wird Mensch, um ihn zu erlösen. Erlösung geschieht nicht dadurch, dass das Menschliche ausgeschaltet wird. Gott will den Menschen nicht von seinem Menschsein erlösen, sondern sein Menschsein von innen her erneuern, heilen und zur Vollendung führen. Der Weg der Erlösung führt deshalb mitten durch unser konkretes Leben und unsere menschliche Geschichte.

In der Mitte dieses Geschehens steht Maria. Gottes Menschwerdung hat eine menschliche Geschichte, und sie beginnt im Leben einer konkreten Frau. Maria hört Gottes Wort. Sie erschrickt,

fragt: Wie soll das geschehen? Und schließlich gibt sie ihr Ja. Dieses Ja ist nicht bloß passives Sich-Fügen. Im griechischen *génoitó moi* liegt die Form eines Wunsches: Möge es an mir geschehen! Maria sagt gewissermaßen: Ja, ich will, dass dein Wort an mir Wirklichkeit wird. Sie antwortet frei auf Gottes Anruf und gibt ihm Raum. Durch dieses Ja gewinnt Gottes Menschwerdung einen Platz in unserer Geschichte. Hier beginnt jene Logik, der wir auch im Liebesbündnis folgen: Gott spricht den Menschen an, und der Mensch antwortet. Gott schenkt sich dem Menschen, und der Mensch schenkt sich Gott. Dieses gegenseitige Liebeswerben ist kein gleichrangiges Geschäft zwischen Gott und Mensch. Gott bleibt der Ursprung, seine Gnade geht voraus. Aber er nimmt die menschliche Freiheit so ernst, dass er sie in sein Wirken hineinnehmen will. Maria zeigt, wie ein menschliches Leben zum Raum Gottes werden kann, ohne dadurch weniger menschlich zu werden. Im Gegenteil: Gerade in ihrer freien Antwort kommt ihre unverwechselbare Größe zum Ausdruck.

Wenn wir das ernst nehmen, ergibt sich daraus eine Forderung an uns als Kirche und als Schönstatt-Bewegung: Wenn Gott Mensch wird, darf Kirche nicht unmenschlich werden. Wenn Gott ein Gesicht annimmt, darf unser Glaube nicht gesichtslos werden. Wo wir Menschen nur nach ihrer Funktion beurteilen, wo wir ihre Schwäche übergehen, ihre Würde verletzen oder ihre Eigenart nicht gelten lassen, da verdunkeln wir etwas von diesem menschlichen Gesicht Gottes. Wer den Menschen überspringt, findet damit keinen reineren Weg zu Gott. Er läuft Gefahr, gerade den Ort zu übersehen, an dem Gott ihm begegnen will. Damit wird unser Jahresmotto mehr als ein freundlicher Aufruf zu mehr Menschlichkeit. Es stellt uns vor eine theologische und geistliche Aufgabe: Gottes Nähe im Menschlichen ernst zu nehmen und darin selbst immer menschlicher zu werden.

4. Nicht ohne dich – Gott traut dem Menschen etwas zu

„Nicht ohne dich" – wer in Schönstatt ein wenig beheimatet ist, kennt diese Worte. An unseren Heiligtümern, an den Opferkrügen, manchmal auch unmittelbar am Altar begegnet uns der Satz: „Nichts ohne dich – nichts ohne uns". Das ist eine Grundlogik unseres Liebesbündnisses. Aber was bedeutet sie eigentlich? Gott liebt den Menschen nicht nur. Er traut ihm etwas zu. Pater Kentenich greift 1934 in seinen Exerzitien zur vollkommenen priesterlichen Lebensfreude einen Gedanken des heiligen Augustinus auf. Augustinus hatte gesagt: Der Gott, der dich ohne dich geschaffen hat, rechtfertigt dich nicht ohne dich. Kentenich nimmt diesen Gedanken auf

und formuliert ihn im Blick auf die Erlösung: „Gott [...] hat die ganze Welt ohne mich erschaffen, aber er will sie nicht erlösen ohne mich." Hören wir genau hin: Da steht nicht, Gott könne die Welt nicht ohne uns erlösen. Da steht, er will es nicht. Gott kann alles, er ist nicht auf unsere Leistung angewiesen. Aber er will unsere Freiheit, unsere Antwort, unser Mittun. Das ist die ungeheure Würde des Menschen: Gott macht ihn zum Mitwirkenden seiner Geschichte. Er behandelt ihn nicht als Objekt, an dem etwas geschieht, sondern als Person, die antworten darf und deren Antwort Gewicht hat.

Vielleicht kennen Sie das große Fresko Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle: die Erschaffung Adams. Da sind die beiden Hände, die Hand Gottes, ganz ausgestreckt, und die Hand Adams, deren Finger noch leicht gekrümmt ist. Zwischen beiden Fingern bleibt ein kleiner Abstand. Mich fasziniert dieses Bild, denn es lässt sich als ein Bild jener Freiheit lesen, um die es hier geht. Gott streckt sich dem Menschen entgegen. Und der Mensch ist eingeladen, seinen Finger ebenfalls auszustrecken. Dieser kleine Abstand wird gewissermaßen zum Raum unserer Freiheit. Es liegt an uns, ob wir antworten, ob wir unseren Finger ausstrecken oder nicht. Ich frage mich manchmal, an wie vielen Stellen ich meinen Finger eigentlich gekrümmt lasse: aus Gewohnheit, aus Bequemlichkeit, aus Angst oder aus Unachtsamkeit. Wo wäre mein freies Ja gefragt? Wo könnte durch einen kleinen Schritt etwas geschehen, das über meine eigenen Möglichkeiten hinausgeht? Es geht dabei nicht darum, dass der Mensch Gott erst handlungsfähig machen müsste. Es geht darum, dass Gott unsere Freiheit nicht übergehen will. Er hat den Menschen so geschaffen, dass er antworten kann, und er traut ihm zu, mit dieser Antwort an seiner Geschichte mitzuwirken.

Genau das gehört von Anfang an zur Grundlogik Schönstatts. Schon 1916 schreibt Pater Kentenich, dass die Gottesmutter kraft göttlicher Anordnung an menschliche Mitwirkung gebunden ist – nicht an bestimmte Werkzeuge, wohl aber an das freie Mittun des Menschen. 1934 bringt er es auf die Formel: „Nichts ohne dich, Gottesmutter, aber auch nichts ohne uns." Gottestätigkeit und Eigentätigkeit. Gott schenkt die Gnade, wir antworten darauf in Freiheit. Und Kentenich erinnert in derselben Ansprache: „Das Gnadenkapital stand am Anfang!" Am Anfang Schönstatts steht nicht zuerst eine große Leistung, sondern das Vertrauen darauf, dass die Gottesmutter im Heiligtum wirken will. Und wir bringen unsere Beiträge. Nicht, um Gottes Gnade zu verdienen, sondern weil Liebe eine Antwort hervorruft. Das Gnadenkapital ist deshalb keine Buchhaltung unserer guten Werke und auch kein religiöses Leistungsprogramm. Es

ist Ausdruck eines Liebesverhältnisses, in dem wir uns beschenken lassen und mit unserem Leben antworten. Es ist die Sprache einer Liebe, die nicht Zuschauer bleiben will.

Was bedeutet das heute? Wir erleben große Krisen, politische Unsicherheit und gesellschaftliche Veränderungen. Viele Menschen fragen, was sie als Einzelne eigentlich noch bewirken können. Gleichzeitig stehen wir unter dem Druck, immer mehr leisten zu müssen. Einerseits die Erfahrung von Ohnmacht, andererseits der Zwang zur ständigen Selbststeigerung. Gegen beides steht dieses Wort: Mensch – nicht ohne dich! Du bist nicht bloß Zuschauer einer Welt, die andere gestalten. Du bist nicht nur Empfänger fremder Entscheidungen. Aber du musst auch nicht die Welt retten und alles auf deinen Schultern tragen. Deine Freiheit ist nicht bedeutungslos. Wo du zuhörst, wo du den ersten Schritt zur Versöhnung wagst, wo du Verantwortung übernimmst oder etwas von dir gibst, kann etwas geschehen. Das Kleine wird nicht deshalb groß, weil wir es unbedingt groß machen müssten. Es kann groß werden, weil Gottes Gnade darin wirkt.

Beim Schönstatt-Jubiläum 2014 gab es in einem kurzen Film bei der Jugendvigil einen Satz, der mich bis heute begleitet: „Manchmal reicht Gottes Gnade und ein Mensch, um Geschichte zu verändern." Ein Mensch! Maria war dieser Mensch. Ihr freies Ja hat Raum geschaffen für die Menschwerdung Gottes. Und dieser Ruf endet nicht bei Maria. Die Jugendlichen haben damals gesagt: „Jemand muss sie tragen." Gottes Gnade sucht Menschen, durch die sie in dieser Welt sichtbar und wirksam wird: Menschen mit einem Gesicht, mit Händen, mit einem Herzen, Menschen, die sich etwas zutrauen, weil Gott ihnen etwas zutraut. Nicht weil wir alles schaffen müssten und nicht weil Gott ohne uns ohnmächtig wäre, sondern weil er uns beteiligen will. Gott braucht keine perfekten Menschen. Er sucht Menschen, die antworten. Und damit stellt sich die nächste Frage: Wie wird ein Mensch überhaupt fähig, so zu antworten? Wie wächst jene innere Freiheit, die sich nicht aus Leistungsdruck, sondern aus Vertrauen verschenken kann? Genau um die Bildung eines solchen Menschen hat Pater Kentenich gerungen.

5. Fünf historische Tiefenbohrungen – Was Kentenich über den Menschen entdeckt

Bei unserem großen Hearing zur Vorbereitung des Jahresmottos sagte jemand, es fühle sich in manchem wieder ein wenig an wie 1933. Natürlich können wir unsere Zeit nicht einfach mit damals gleichsetzen. Aber die Bemerkung hat mich beschäftigt. Schönstatt ist in einer Zeit großer Erschütterungen entstanden. In den Weltkriegen und unter äußerem Druck hat sich

unsere Spiritualität auf bemerkenswerte Weise vertieft. Es ist etwas geschehen, das man vielleicht als ein Aufblühen der Innenwelt bezeichnen kann. Mich interessiert deshalb, was Pater Kentenich unter dem Druck seiner Zeit über den Menschen gelernt hat.

Ich möchte fünf kleine historische Tiefenbohrungen wagen, fünf Exerzitienkurse aus den Jahren 1933 bis 1937. Sie entstehen in einer Epoche, in der totalitäre Ideologien den Menschen immer stärker von außen bestimmen wollen, ihn in Massen einordnen, für politische Zwecke verfügbar machen und nach seiner Nützlichkeit beurteilen. Kentenich fragt dagegen nach dem Menschen von innen her: nach seiner Lebendigkeit, seiner Freiheit, seiner Berufung und der Fähigkeit, sich aus Liebe zu verschenken. Es ist bemerkenswert, dass sich diese Fragen in den fünf Kursen wie auf einem Weg entfalten.

1933 hält Kentenich den Kurs über marianische priesterliche Lebensweisheit.[1] Was bedeutet Lebensweisheit? Nicht einfach viel wissen, nicht schnelle Antworten auf alles haben, sondern das Leben verstehen lernen. Dafür braucht es einen langen Atem, Gelassenheit und die Fähigkeit, Entwicklungen wahrzunehmen, ohne alles sofort beherrschen zu wollen. Kentenich wendet sich gegen ein mechanistisches Denken, das den Menschen behandelt, als wäre er eine Maschine. Dagegen steht für ihn der lebendige Organismus. Leben wächst von innen, hat seine Rhythmen, braucht Zeit. Man kann es begleiten, fördern und schützen, aber nicht einfach herstellen. Darum versteht Kentenich Erziehung als einen „Helferdienst am Leben". Der Mensch ist kein Mechanismus, den man immer effizienter einstellen müsste. Er ist lebendiges Leben, das sich von innen entfaltet. Das ist eine höchst aktuelle Botschaft für unsere Zeit. Meister des Lebens werden heißt deshalb nicht, Meister über das Leben zu werden, sondern mitten im Leben zu stehen, mit ihm ins Gespräch zu kommen, es zu verstehen und ihm innerlich nachzugehen. Und Maria zeigt uns einen Weg dorthin: aufmerksam werden für das, was Gott im Leben spricht, und immer neu das eigene Ja geben. Eine solche marianische Lebensweisheit sucht nicht die kurzfristige Wirkung, sondern versteht das Leben in seinen langen Entwicklungswegen und in seiner Verbindung mit Gottes Führung.

---

[1] Josef Kentenich, *Marianisch-priesterliche Lebensweisheit*, Priester-Exerzitien, August 1933 (als Nachschrift überliefert; spanische Typoskript-Ausgabe 1963, Argentinien); dazu Josef Kentenich, *Priesterliche Werktagsheiligkeit*, Exerzitienkurs 1932/33.

Ein Jahr später, im Oktober 1934, hält Kentenich seine Exerzitien über die vollkommene priesterliche Lebensfreude.[2] Was für ein Thema in jener Zeit! Er greift zwei Dinge auf, die eng miteinander verbunden sind: Freude und Liebe. Freude ist für ihn nicht einfach gute Stimmung. Sie ist eine Lebensquelle. Kentenich fragt, woraus der Mensch eigentlich lebt, woraus seine Seele Kraft gewinnt und wie es gelingt, dass wir unser Menschsein und unser Christsein nicht nur denken, sondern auch innerlich erfahren und fühlen. Das ist eine psychologisch tiefgehende Frage. Was nährt meine Seele? Wo liegen meine inneren Freudenquellen? Wie komme ich wieder mit ihnen in Berührung? Denn Freude und Liebe gehören zusammen. Wer liebt, erschließt Lebensquellen, und wer aus solchen Quellen schöpft, wird fähiger zu lieben. Kentenich spricht von der Liebe als dem großen Gesetz, nach dem Gott die Welt erlösen will. Vielleicht brauchen wir gerade heute solche Menschen: Menschen, die aus einer tiefen Freude leben, nicht aus Oberflächlichkeit und nicht, weil die Welt so einfach wäre, sondern weil sie in der Liebe Gottes verwurzelt sind. Hier zeigt sich eine zweite Wahrheit über den Menschen: Er wird nicht dadurch menschlicher, dass wir immer mehr Druck auf ihn ausüben. Er wird menschlicher, wenn seine inneren Lebensquellen erschlossen werden, wenn Freude, Liebe und Freiheit miteinander in Verbindung kommen. Menschwerden heißt auch, die Freudenquellen im eigenen Leben immer mehr aufzuschließen und daraus zu handeln.

Der dritte Kurs beschäftigt sich mit dem erlösten Menschen.[3] Kentenich legt den Römerbrief aus und fragt, was Erlösung eigentlich für unser konkretes Leben bedeutet. Wir wissen im Glauben: Christus hat uns erlöst. Aber wie wird diese Erlösung in unserem Leben wirksam? Wie wird sie innerlich erfahrbar, gefühlsmäßig lebendig? In den letzten Vorträgen greift Kentenich das auf, was in Schönstatt bereits gewachsen ist: das Persönliche Ideal und die Mittel der Selbsterziehung. Er deutet sie als Wege, auf denen wir uns die Erlösung im Alltag immer tiefer aneignen dürfen. Erlösung ist nicht bloß eine Wahrheit, die wir wissen. Sie will ein Weg werden, den wir gehen. Und hier liegt ein Gedanke, den ich besonders wichtig finde: Jeder Mensch ist die Verkörperung eines originellen Gottesgedankens. Gott hat diesen Menschen einmalig gemeint, mit seiner Gestalt, seiner Geschichte und seiner Berufung. Darum bedeutet Erlösung nicht, dass wir alle gleich werden oder uns nach einem allgemeinen Idealbild zurechtformen

---

[2] Josef Kentenich, *Vollkommene priesterliche Lebensfreude* (Ex. Lebensfreude 34), Jahrgang 1934/35 der Kursreihe. Kernthemen sind die Freude als Urtrieb und die Liebe als Weltgrundgesetz, entfaltet aus einer Zeitanalyse des kollektivistischen Menschenbildes; Hintergrund ist die Salesianer-Spiritualität des hl. Franz von Sales (Darstellung in Michael Müller, 1933).

[3] Josef Kentenich, Der erlöste Mensch. Priesterexerzitien 1935/1936, kommentiert und herausgegeben von Joachim Schmiedl, Vallendar: Patris Verlag 2009.

müssen. Gottes Gnade will gerade in diesem unverwechselbaren Menschen Gestalt gewinnen. Ich muss mich nicht selbst erlösen. Aber ich darf frei werden, damit Gottes ursprünglicher Gedanke in meinem Leben Gestalt gewinnt. Und dazu gehören auch unsere Gebrochenheiten. Keine Erlösung, die unsere Verletzungen und Grenzen einfach überspringt, sondern ein Weg, auf dem wir lernen, gerade mit ihnen menschlicher und freier zu werden. Die Gnade will nicht nur etwas über uns aussagen, sie will uns von innen verwandeln. Darin liegt die eigentliche Bedeutung der Selbsterziehung im Liebesbündnis.

Dann folgt der Kurs über den heroischen Menschen.[4] Heroismus – ein gefährlich aufgeladenes Wort in den 1930er-Jahren. Wir kennen die Sehnsucht nach dem starken Menschen, nach dem großen Retter, der endlich alles in Ordnung bringt. Auch heute begegnet uns diese Sehnsucht in politischen und gesellschaftlichen Debatten. Aber Kentenich setzt dem einen anderen Heroismus entgegen. Nicht den lauten Heroismus der Selbstbehauptung, sondern den Heroismus des Alltags. Ein Heldentum, das im Verborgenen geschieht, wo Menschen Verantwortung übernehmen, treu bleiben, sich ihrer Aufgabe nicht entziehen und aus Liebe mehr geben, als die bloße Pflicht verlangt. Kentenich spricht von „hochherziger, dienender Liebe“. Das ist der eigentliche Maßstab. Der Mensch wird nicht groß, indem er sich behauptet, sondern indem er sich verschenkt. Nicht das große Auftreten macht ihn groß, sondern seine Fähigkeit, für andere da zu sein. Dabei geht es nicht um eine möglichst außergewöhnliche Leistung, sondern um eine neue Qualität des gewöhnlichen Lebens. Das Alltägliche wird zum Ort, an dem sich zeigt, wovon ein Mensch innerlich lebt. Und so steht der Heroismus des Liebesbündnisses geradezu quer zu jeder Ideologie des Übermenschen: Nicht Macht und Überlegenheit, sondern Demut und dienende Liebe lassen den Menschen wachsen.

Schließlich führt dieser Weg zum Kindsein vor Gott.[5] Kentenich hat dieses Thema immer wieder aufgegriffen. Hier laufen viele der bisherigen Gedanken zusammen. Kindlichkeit ist für ihn keine Unreife und kein Zurückfallen in eine Abhängigkeit, die uns klein hält. Im Gegenteil: Wahre Gotteskindschaft verlangt menschliche Reife. Kentenich formuliert 1937 den erstaunlichen Satz: „Der Sinn des Menschseins ist Kindwerdung.“ Heute Mittag durfte ich mit einem 85-jährigen Mann essen. Wir kamen ins Gespräch über dieses Kindwerden, und er sagte, dass er sich

---

[4] Josef Kentenich, *Der heroische Mensch*, Priesterexerzitien 1936/37 (Abkürzung HM 36; als Nachschrift überliefert, daher Wortlaut mit Vorbehalt).

[5] Josef Kentenich, *Kindsein vor Gott*, 29. August – 4. September 1937, Kloster Bethlehem/Immensee, Schweiz, für die Bethlehem-Missionare.

darauf freue, auch in seinem Alter noch immer mehr Kind werden zu können. Wir mussten miteinander lachen. Aber darin steckt etwas Tiefes. Man kann in jedem Alter noch wachsen. Man kann mit 85 Jahren innerlich freier werden als mit 45. Man kann lernen, weniger um sich selbst zu kreisen, weniger alles kontrollieren zu müssen, mehr zu vertrauen, mehr loszulassen und sich freier zu verschenken. Der reife Mensch ist nicht der, der niemanden braucht. Er ist der, der sich ganz Gott anvertrauen und gerade deshalb alles geben kann. Kindlichkeit ist so nicht das Gegenteil von Freiheit, sondern deren tiefste Gestalt: die Freiheit eines Menschen, der sich nicht ständig selbst sichern muss, weil er sich getragen weiß. Gerade daraus erwächst seine Fähigkeit zur Hingabe.

Wenn wir diese fünf Kurse zusammennehmen, entsteht ein bemerkenswerter Weg: Lebensweisheit, die den Menschen als lebendiges Leben versteht; Lebensfreude, die aus den Quellen der Liebe schöpft; der erlöste Mensch, in dem Gottes einzigartiger Gedanke Gestalt gewinnt; der heroische Mensch, der durch hochherzige, dienende Liebe groß wird; und schließlich die Gotteskindschaft, in der Freiheit und Hingabe zusammenfinden. Das ist keine bloße Theorie. Kentenichs Antwort auf die Unmenschlichkeit seiner Zeit ist nicht zuerst ein Programm. Es ist die Bildung eines neuen Menschen. Es geht ihm nicht darum, Menschen für eine Bewegung verfügbar zu machen, sondern Menschen so zu bilden, dass sie frei werden für ihre Sendung. Gott traut uns etwas zu. Aber das Liebesbündnis will zugleich in uns wachsen lassen, was uns fähig macht, diesem Zutrauen zu antworten. „Mensch – nicht ohne dich!“ ist deshalb nicht nur Gottes Ruf an uns, sondern zugleich ein Weg, auf dem wir mehr und mehr zu den Menschen werden, die Gott gemeint hat. Und dieser Weg beginnt nicht irgendwann. Er beginnt in unserem Alltag.

6. Die fünf Grundvollzüge – das Menschsein neu entdecken

Sie sehen auf dem Jahresmotto-Bild nicht nur das neue Motto. Dort stehen auch weiterhin die Grundvollzüge des Liebesbündnisses. Sie kennen diese fünf Sätze: Ich glaube an mein Persönliches Ideal. Ich glaube, dass ich wachsen kann. Ich glaube, dass Gott in meinem Leben wirkt. Ich glaube, dass mein Beitrag zählt. Und ich glaube an dein Charisma.

Diese fünf Sätze begleiten uns seit dem vergangenen Jahr. Immer mehr Menschen arbeiten damit, auch über Deutschland hinaus. Warum wirken diese Grundvollzüge eigentlich so stark? Ich glaube, weil sie etwas treffen, das seit dem Anfang in Schönstatt lebendig ist. Pater Ken-

tenich hat dem Ausdruck „Liebesbündnis“ insbesondere in der Zeit von Dachau eine besondere geistliche Tiefe gegeben. Aber das, was wir damit beschreiben, war im Leben der Bewegung schon viel früher da. Menschen haben sich Maria anvertraut, haben ihren Beitrag gebracht, sich selbsterzieherisch bemüht und Gottes Führung gesucht. Die fünf Grundvollzüge bringen diese Erfahrungen in eine Sprache, die wir heute verstehen.

Mit dem neuen Jahresmotto kommt nun ein Akzent hinzu, den ich für besonders wichtig halte: „Mensch – nicht ohne dich!“ verändert nicht nur, was wir tun. Es verändert auch, wie wir einander sehen. Denn jeder Grundvollzug betrifft nicht nur mich selbst, sondern zugleich die Menschen, mit denen ich unterwegs bin. Das Liebesbündnis ist nie nur die Geschichte meiner persönlichen Gottesbeziehung. Es ist zugleich eine Schule des Miteinanders, in der wir lernen, den anderen mit Gottes Augen anzusehen und an seiner Berufung mitzuwirken.

Das beginnt beim Persönlichen Ideal. Unter dem neuen Motto bekommt dieser Grundvollzug eine besondere Tiefe. Die Frage lautet nicht nur: Was ist mein Persönliches Ideal? Sondern: Traue ich eigentlich dem Menschen, den Gott in mir sieht? Nicht nur dem Menschen, den ich selber kenne, mit meinen Fähigkeiten und Schwächen, sondern dem Menschen, den Gott in mir sieht, dem, was er mir zutraut und was ich vielleicht noch gar nicht an mir entdeckt habe. Das ist etwas anderes als religiöse Selbstoptimierung. Ich muss mich nicht zu einem Menschen machen, der ständig noch besser funktioniert. Ich darf der Mensch werden, den Gott in mir gemeint hat. Aber das gilt auch für den anderen: für den Menschen, der neben mir sitzt, den ich nicht so gerne mag, mit dem ich mich schwertue. Auch von ihm hat Gott einen Gedanken. Auch in ihm sieht Gott Möglichkeiten, die ich vielleicht noch gar nicht wahrnehme. Was würde sich verändern, wenn ich diesen anderen Menschen ein wenig mehr mit Gottes Augen anschauen könnte? Vielleicht wäre das schon eine der großen Aufgaben dieses Jahres: nicht nur mein eigenes Ideal neu zu entdecken, sondern auch in den anderen Menschen den einmaligen Gedanken Gottes zu achten, selbst dann, wenn ich ihn noch nicht verstehe.

Der zweite Grundvollzug lautet: Ich glaube, dass ich wachsen kann. Gottes großes „Nicht ohne dich“ gilt nicht erst dem fertigen Menschen. Es gilt gerade dem unfertigen, dem suchenden, dem gebrochenen, manchmal überforderten Menschen. Vielleicht heißt Wachstum in diesem Jahr nicht zuerst, noch leistungsfähiger zu werden, sondern menschlicher, liebesfähiger, echter und freier. Aus jener Quelle der Liebe zu schöpfen, von der Kentenich gesprochen hat. Das ist anstrengend, denn Menschwerden ist kein leichter Weg. Es bedeutet, sich selbst ernst zu

nehmen, auch mit den eigenen Grenzen, und sich dort verändern zu lassen, wo das gewohnte Selbstbild nicht mehr trägt. Aber auch dieser Grundvollzug betrifft nicht nur mich. Schaffen wir Räume, in denen andere Menschen wachsen können? In unseren Gruppen, unseren Gemeinschaften, unseren Pfarrgemeinden und in der ganzen Bewegung? Haben Menschen bei uns die Freiheit, Fehler zu machen, sich zu verändern und neue Wege zu suchen? Sind wir Menschen, bei denen andere wachsen können? Denn Wachstum braucht nicht nur persönliche Anstrengung. Es braucht Beziehungen, die Freiheit ermöglichen, und Gemeinschaften, die nicht alles sofort beurteilen und festlegen. Nicht Perfektion ist das Ziel, sondern Menschwerdung.

„Ich glaube, dass Gott in meinem Leben wirkt" – das ist der dritte Grundvollzug. Wir kennen unseren Vorsehungsglauben. Wir versuchen, in den Ereignissen unseres Lebens Gottes Spuren zu entdecken und fragen, was er uns durch die Zeit, durch Erfahrungen und Begegnungen sagen will. Unter dem neuen Jahresmotto möchte ich diesen Grundvollzug noch entschiedener auf den Menschen beziehen. Gott wirkt auch durch andere Menschen. Vielleicht gerade durch den Jugendlichen, der eine unbequeme Frage stellt, durch jemanden, der nicht mehr in unsere gewohnten Formen hineinpasst, oder durch einen Menschen, dessen Sehnsucht wir noch gar nicht verstanden haben. Wer Gottes Wirken entdecken will, muss lernen, Menschen wirklich zuzuhören. Und das führt uns zu Fragen, die durchaus unbequem sind. Ich denke an die Auseinandersetzung mit unserem Gründer, Pater Josef Kentenich. Auch hier wollen wir uns den Fragen stellen, die Menschen an uns herantragen. Wir wollen zuhören, unterscheiden und Gottes Wirken in dieser Geschichte suchen. Es gehört zu unserem Vorsehungsglauben, dass wir nicht nur dort nach Gottes Führung fragen, wo die Erfahrungen unsere eigenen Überzeugungen bestätigen. Gerade das Widerständige und Unbequeme kann uns auffordern, genauer hinzuhören.

Das gilt auch für die großen gesellschaftlichen Fragen, die uns herausfordern: für politische Polarisierungen, die Auseinandersetzungen um die AfD, für Fragen der Geschlechteridentität und für die Frage, welchen Platz gleichgeschlechtlich liebende Menschen in Schönstatt finden. Das sind nicht bloß abstrakte Positionsfragen. Es sind Fragen, in denen konkrete Menschen vorkommen, mit ihrer Würde, ihrer Geschichte, ihren Hoffnungen und Verletzungen. Und wir können uns nicht einfach darum herumdrücken. Das bedeutet nicht, dass jeder menschliche Wunsch schon Gottes Wille ist. Gerade darum brauchen wir Unterscheidung. Aber kein Mensch darf von vornherein aus unserem geistlichen Hören ausgeschlossen werden. Wir müssen lernen, wahrzunehmen, miteinander zu ringen und zu unterscheiden, ohne den Menschen hinter der Frage aus dem Blick zu verlieren. Das wird manchmal ärgerlich konkret und anstrengend.

Und diese Fragen enden nicht dort. Sie reichen bis in unsere Strukturen: unsere Häuser, unsere Gremien, unsere Formen der Leitung, unsere Orte und Einrichtungen. Immer steht die Frage dahinter: Wo spricht Gott durch das Leben der Menschen zu uns? Wie lassen wir uns durch diese Wirklichkeit korrigieren, herausfordern und weiterführen? Gerade in solchen Fragen muss sich zeigen, ob wir unseren Vorsehungsglauben ernst nehmen. Er ist keine Methode, mit der wir lediglich bestätigen, was wir ohnehin schon wollen. Er verlangt die Bereitschaft, uns durch die Wirklichkeit ansprechen zu lassen, auch wenn sie unsere bisherigen Antworten infrage stellt.

Der vierte Grundvollzug lautet: Ich glaube, dass mein Beitrag zählt. Darüber haben wir heute Morgen schon nachgedacht. Das Gnadenkapital gehört zum Kern unseres Liebesbündnisses. Unsere Beiträge können ganz unterschiedlich aussehen: außergewöhnliche Taten, bewusste Selbsterziehung, das gewöhnliche Leben, das wir Gott und der Gottesmutter schenken. Vielleicht kennen Sie die Rede von den fünf Liebessprachen. Ich glaube, das Liebesbündnis hat ebenfalls eine eigene Liebessprache. Es ist jener Austausch zwischen Gott, der Gottesmutter und uns Menschen: Nichts ohne dich – nichts ohne uns. Ein wechselseitiger Gaben- und Herzensaustausch. Und jetzt kommt mit dem neuen Jahresmotto etwas hinzu. Es geht nicht nur darum, dass mein Beitrag zählt. Es geht auch darum, dass ich den Beitrag des anderen wahrnehme: das Mühsame, das Unscheinbare, das Kleine, das, was andere Menschen im Alltag geben, manchmal ohne dass jemand es bemerkt. Nicht erst mein großer Beitrag zählt. Ich selbst bin gemeint – und ebenso der andere Mensch. Der Wert meines Beitrags liegt deshalb auch nicht in seiner äußeren Größe, sondern in der Liebe, mit der ich ihn einbringe, und in dem, was dadurch für andere möglich wird. Vielleicht müssen wir uns öfter fragen: Wem kommt mein Beitrag zugute? Werden durch ihn Menschen aufgerichtet, ermutigt und freier? Dann wird das Gnadenkapital nicht nur zur Sprache meiner Liebe zu Gott, sondern auch zur Sprache einer Liebe, die das Leben anderer Menschen mitträgt.

Vielleicht liegt aber im fünften Grundvollzug die weitreichendste Herausforderung unseres neuen Jahresmottos: Ich glaube an dein Charisma. Denn „Mensch – nicht ohne dich!“ gilt nicht nur für mich, sondern für jeden anderen Menschen. Gott hat auch dem anderen etwas anvertraut, das ich nicht ersetzen kann, etwas Unverwechselbares. So wie Maria ihr eigenes Ja geben musste, so gibt es auch im Leben jedes Menschen eine Antwort, die nur er geben kann. Heute Morgen erinnerte mich ein Mitbruder an einen Gedanken, den er mit Gregor dem Großen verband: Es soll zu unserem eigenen Ruhm gehören, wenn wir helfen, dass der Ruhm des anderen

wächst. Ich finde, darin steckt eine wunderbare Haltung. Es geht nicht darum, dass ich immer größer werde, sondern darum, dass der andere durch mich größer werden darf, dass ich ihm helfe, seine eigene Berufung zu entdecken, seine Fähigkeiten zu entfalten und seinen eigenen Weg zu gehen. Aber das darf nicht bei freundlicher Wertschätzung stehen bleiben. An das Charisma eines anderen glauben heißt, ihm nicht nur Anerkennung zu schenken, sondern Raum. Raum, Verantwortung zu übernehmen, Entscheidungen zu treffen und selbst etwas zu gestalten. Auch dann, wenn er anders denkt und handelt, als ich es gewohnt bin. Das kann unsere Art zu leiten verändern, unsere Gemeinschaften und unser ganzes Miteinander. Es stellt uns vor die Frage, ob wir anderen Menschen wirklich zutrauen, Träger des Lebens und der Sendung unserer Bewegung zu werden, oder ob wir sie letztlich doch immer nur als Helfer für unsere eigenen Vorhaben betrachten.

Vielleicht müssen wir uns als Schönstatt-Bewegung deshalb eine ziemlich ernste Frage stellen: Werden Menschen durch unsere Gemeinschaften größer – oder müssen sie kleiner werden, damit sie hineinpassen? Ich glaube, daran wird sich viel entscheiden. Wir wollen nicht nur unser Persönliches Ideal entdecken, sondern dem Menschen trauen, den Gott in uns meint. Nicht nur selber wachsen, sondern Räume schaffen, in denen andere wachsen können. Nicht nur Gottes Wirken in Ereignissen suchen, sondern auch in den Menschen, die uns begegnen. Nicht nur Beiträge sammeln, sondern unser Leben schenken und die Beiträge anderer wertschätzen. Und nicht nur von Charismen sprechen, sondern einander wirklich etwas zutrauen. Dann werden die fünf Grundvollzüge zu einer Schule der Menschlichkeit aus dem Liebesbündnis. Dann wird aus dem „Nicht ohne dich“ ein wirkliches „Nicht ohne uns“. Das wäre für mich eine entscheidende Akzentverschiebung dieses Jahres: Menschwerdung ist kein ausschließlich individuelles Projekt. Sie geschieht in Beziehungen, in denen Menschen einander Freiheit ermöglichen. Schönstatt wird dann gerade dadurch zur Bewegung, dass Menschen in ihr wachsen und selbst wieder zu Menschen werden, die andere in Bewegung bringen.

7. Das Jahresbild – „Es ist der Herr“

Zum Schluss möchte ich mit Ihnen noch auf das Bild schauen, das uns in diesem Jahr begleiten wird. Es ist ein gemaltes Bild, keine KI-Produktion. Schwester M. Natalie Stewart hat es geschaffen, in Acryl auf Leinwand, mit eingestreutem Messingstaub. Der Schriftzug und die Menschengestalten sind in der Gestaltung des Jahresmottos dazugekommen. Aber das Dunkel, das

Helle in der Mitte und das angedeutete Kreuz gehören zum ursprünglichen Gemälde. Heute Morgen, als ich in die Kirche kam, sagte jemand zu mir: Das Bild hat mich im ersten Moment erschrocken. Es sieht aus wie Krieg. Das Dunkle, und in der Mitte dieses helle Aufbrechen. Fast wie eine Explosion. Dieser Gedanke war mir selbst noch nicht gekommen. Ich hatte zunächst an den Sturm unserer Zeit gedacht, an das Jahresmotto des vergangenen Jahres: „Dem Wind trauen – im Sturm glauben." Und dieser Sturm hat ja nicht aufgehört. Aber natürlich gehört auch der Krieg zu unserer Zeit: das Dunkel, die Unsicherheit, das Bedrohliche. Vielleicht liegt darin schon eine Eigenschaft dieses Bildes, dass es uns nicht zuerst eine beruhigende Antwort gibt, sondern uns auf unsere Gegenwart zurückwirft. Doch eigentlich ist es nicht nur ein Bild der Dunkelheit. Es ist ein Osterbild. Sein Titel lautet: „Es ist der Herr" (Joh 21,7). Damit wird die Blickrichtung verändert. Es geht nicht nur darum, dass wir die Dunkelheit wahrnehmen, sondern dass wir in ihr etwas entdecken, was wir zunächst übersehen haben.

Der erste Blick fällt auf das Dunkel und das Licht. Das tiefe Blau geht in Orange und Gelb über. Ist das ein Sonnenuntergang oder eine Morgenröte? Vielleicht ist gerade das offen. Aber das Helle bricht durch. Die Dunkelheit hat nicht das letzte Wort.

Der zweite Blick gilt den Menschen. Sie stehen miteinander auf einem Horizont, Junge und Alte, verschiedene Generationen. Und zwischen ihnen ist eine Lücke. Diese Lücke liegt genau unter dem angedeuteten Kreuz. Man könnte sagen: Das Kreuz wirft einen menschlichen Schatten. Und zugleich stehen diese Menschen gemeinsam vor dem Licht. Sie warten auf Ostern, auf Erlösung, auf ein neues Menschwerden. Sie stehen nicht allein. Die Schatten gehören zu ihnen. Niemand ist einfach nur Licht. Niemand trägt sein Leben ohne dunkle Stellen, ohne Begrenzungen, ohne eine Geschichte, die ihn begleitet. Und doch sind diese Schatten nicht das Letzte, was das Bild von ihnen sagt. Sie stehen gemeinsam auf dem Weg ins Licht. Vielleicht kann man das Bild so lesen: Wir tragen unseren Schatten, und Christus geht uns mit seiner erlösenden Gegenwart voraus. Unsere Menschlichkeit wird nicht ausgelöscht, sondern hineingenommen in seinen Weg. Das ist schon ein Bild unseres Mottos: Mensch – nicht ohne dich.

Der dritte Blick gilt dem Titel: „Es ist der Herr!" Wir kennen die Geschichte aus dem Johannesevangelium. Die Jünger sind am See Genezareth. Sie haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Dann steht am Ufer jemand, den sie zunächst nicht erkennen. Er spricht sie an. Sie folgen seiner Weisung, die Netze füllen sich, und plötzlich erkennt Johannes: „Es ist der Herr!" Das ist mehr als eine richtige theologische Aussage. Es ist das Wiedererkennen

eines Menschen, den man kennt, den man liebt, den man vermisst hat. Der Auferstandene ist da – mitten in ihrer alltäglichen Arbeit, mitten in ihrer Müdigkeit, mitten in einer Situation, in der sie nicht mehr weiter wussten. Die Jünger entdecken ihn nicht fernab ihrer Lebenswirklichkeit, sondern mitten darin. Und sie entdecken ihn miteinander. Einer erkennt zuerst und hilft dem anderen, zu erkennen. Vielleicht lernen wir in diesem Jahr gerade das neu: den Herrn im Gesicht des anderen Menschen zu suchen. Im Menschen, der uns eine unbequeme Frage stellt. Im Menschen, der unsere Hilfe braucht. Im Menschen, dem wir etwas zutrauen sollen. Und auch in uns selbst, wenn wir beginnen, unsere Berufung anzunehmen. Nicht jede menschliche Begegnung ist schon eine unmittelbare Offenbarung Gottes. Aber der Mensch ist ein Ort, an dem wir nach Gottes Gegenwart suchen dürfen. Und manchmal braucht es einen anderen, der uns hilft, zu erkennen und zu sagen: Es ist der Herr.

Schließlich noch ein vierter Blick auf das Material des Bildes: Acryl und Messingstaub. In das Bild ist Staub eingestreut, der es zum Glänzen bringt. Ich finde das schön. Da ist nicht nur Farbe, die wir sehen. Da ist etwas hineingegeben, das Licht aufnimmt und zum Leuchten bringt. Fast könnte man sagen: Gott hat seinen Glanz in unser Menschsein hineingestreut. Wir können diesen Glanz nicht einfach selbst herstellen, aber wir können uns öffnen, damit etwas davon sichtbar wird. Das ist noch einmal die Grundlogik unseres Liebesbündnisses: Gottestätigkeit und Eigentätigkeit, Gottes Gnade und unsere freie Antwort. Auch hier gilt: Das Licht ist nicht unsere eigene Leistung. Aber es will an uns sichtbar werden, durch unsere Bereitschaft, unsere Entscheidungen, unsere Beiträge und unser Miteinander. Das Menschliche wird nicht verdrängt, sondern zum Träger dessen, was Gott schenken will.

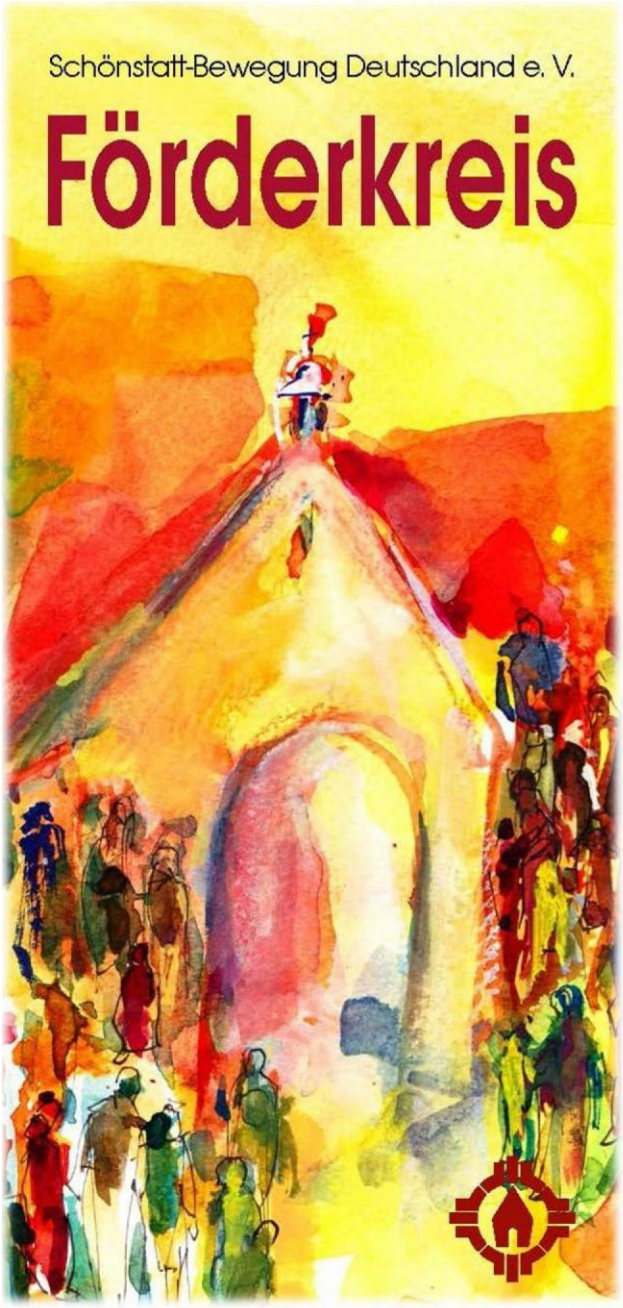
Maria steht für mich am Anfang dieser ganzen Geschichte. Ihr Fragen, ihr Ja, ihre Treue haben Raum geschaffen für etwas Großes, das im Alltag beginnt. Und genauso wird es jetzt mit unserem Jahresmotto sein. Es wird kein fertiges Programm sein, das wir nur noch abarbeiten müssen. Es ist der Anfang eines Weges, auf dem wir neu lernen dürfen, Mensch zu werden. Nicht über das Menschliche hinweg, sondern mitten darin. Mit unseren Stärken und Grenzen, unserem Fragen, unserem Ringen und unserem freien Ja. Und miteinander. Vielleicht ist das die tiefste Botschaft dieses Jahres: Gott will nicht einfach etwas von uns. Er will etwas aus uns machen – und durch uns mit anderen Menschen. Er nimmt den Menschen so ernst, dass er selbst Mensch wird. Er traut ihm zu, frei zu antworten. Und er will uns im Liebesbündnis so bilden, dass wir selbst immer mehr Mensch werden und anderen helfen, ebenfalls Mensch zu werden. Dann wird unser Motto zu einer geistlichen Schule der Aufmerksamkeit, der Freiheit

und der Liebe. Wir dürfen den Menschen neu sehen, weil Gott ihn zuerst angesehen hat. Wir dürfen unserem eigenen Leben etwas zutrauen, weil Gott uns etwas zutraut. Und wir dürfen anderen Menschen Raum geben, weil Gott auch in ihnen wirken will.

Lassen wir uns deshalb von Gott sagen, lassen wir uns selbst sagen, lassen wir uns einander sagen und wagen: **Mensch – nicht ohne dich!**

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Spenden zur Unterstützung des Büros der Bewegungsleitung sind – auch gegen Spendenquittung – möglich auf folgendes Konto:
Schönstatt-Bewegung Deutschland – Sparkasse Koblenz – IBAN DE11 5705 0120 0000 1420 91 – BIC MALADE51KOB



Liebe Leserinnen und Leser,

die Materialien und Texte dienen zur Inspiration, Anregung und Weiterverbreitung in der deutschen Schönstatt-Bewegung. Sie werden vom Büro der Bewegungsleitung zusammengestellt und erarbeitet.

Das Büro finanziert sich zu einem großen Teil aus Spenden und Beiträgen von Gemeinschaften. Wir danken allen Unterstützerinnen und Unterstützern und weisen hiermit auf unseren Förderkreis hin, der uns eine Sicherung der kontinuierlichen Arbeit ermöglicht.

(Im Büro erhalten Sie auch Informationen zu den Materialien zur Jahreslosung und zur Schönstattkonferenz (Pfingstnovenen, Bannerplatten, Lesezeichen, Postkarten, Selbsterziehungsboxen etc.), die ebenso der Förderung der Arbeit der Bewegungsleitung beitragen.

Grundvollzüge Liebesbündnis

Kontakt

Schönstatt-Bewegung Deutschland e. V.
Förderkreis
Höhrer Straße 86
56179 Vallendar
0261/921389-10
foerderkreis@schoenstatt.de

Spendenkonto

Schönstatt-Bewegung Deutschland e. V.
IBAN: DE11 5705 0120 0000 1420 91
BIC: MALADE51KOB
Bei Angabe der Anschrift stellen wir gerne eine Zuwendungsbestätigung zur steuerlichen Berücksichtigung aus